

## TEIL I

# Ex Occidente – Von den Ursprüngen

**Unkorrigierter Umbruch**

© Verlag C.H.Beck

# 1. Die Spur der roten Fahne

## Rouge et Bleu

Im Sozialismus ist alles rot, die Fahnen, die Banderolen, die Draperien, die Leichentücher und Sargbedeckungen, die Blumengebinde, Kränze ... und Strohlumen, die Krawatten, Halstücher, Armbinden usw.» Rote Ritualobjekte wurden obligater Teil eines jeden feierlichen Zeremoniells, dessen Suggestivität gerade in seiner ständigen Wiederholung lag. Das waren Manifestationen in betont getragendem Duktus und Schritt, unterbrochen nicht selten von Attacken der Polizei, die das Zeigen verbotener Embleme zu verhindern suchte. Die rote Fahne bildete darin das zentrale Symbol: als Fahne «der revolutionären Einheit», «des internationalen Sozialismus», «der künftigen Universalrepublik», als «Symbol der Brüderlichkeit der Völker» und «der vom Blut der Arbeiter gefärbte Fetzen». Immer wieder waren es diese aus einem langen historischen Gedächtnis, das immer «länger» wurde, geschöpften Assoziationen, die die begleitenden Invokationen durchzogen.<sup>1</sup>

So wurde etwa im Lied des ehemaligen Kommunarden Paul Brousse «Le Drapeau Rouge» (Die rote Fahne) eine imaginäre Tradition entrollt, welche von den Barrikaden der Commune 1871 über die Revolutionsjahre 1848, 1830 und 1789 zurück bis zu den «Aufständischen des Mittelalters» reichen sollte, die einst «die rote Fahne auf alle Türme pflanzen» und die «Könige erbleichen ließen»<sup>2</sup>. In den rituellen Formeln einer sozialistischen Festtagsrhetorik hieß es schließlich sogar: «Zu allen Zeiten wurde die rote Farbe von den Leidenden und Unterdrückten gewählt. War das so, weil sie dem immer erneut vergossenen Blut des Volkes glich?»

Aber wie zuverlässig war diese Genealogie? Der französische Syndikalist und Privatgelehrte Maurice Dommanget, der sich in den 1960er Jahren daran machte, alle legendären Aufstände und Rebellionen, die zur Vorgeschichte des modernen Sozialismus gezählt wurden, auf ihre Farbwahl hin zu untersuchen, sah sich jedenfalls eins um andere Mal in seinen Erwartungen enttäuscht.<sup>3</sup> Stattdessen geriet er in ein verwirrendes Wechselspiel der Bedeutungen, das selbst höchst bezeichnend ist. Seine Suche nach der revolutionären Symbolfarbe Rot beginnt mit einer Szene, in

welcher der (vielleicht adelige) thrakische Kriegsgefangene und ver-  
sklavte Gladiator Spartacus sich nach dem Sieg über eine römische Ar-  
mee ein purpurnes Tuch umlegte, das paludamentum. Das war das Rang-  
abzeichen eines römischen Kommandeurs im Felde, eines Praetors oder  
Konsuls, als welchen die aufständische Sklavenarmee ihren Führer so-  
mit proklamierte. Für die Kommunisten des 20. Jahrhunderts hat Spar-  
tacus bekanntlich eine emblematische Rolle gespielt, von den «Sparta-  
kisten» in Deutschland bis zu den «Spartakiaden», den sozialistischen  
Sport- und Jugendfesten. Tatsächlich war das Rot für Spartacus und seine  
Heerhaufen entlaufener Sklaven aber kein spezifisches Symbol sozialer  
Auflehnung, sondern das einer unbedingten militärischen Autorität. Das  
war eine Bedeutung, die die Farbe Rot die längste Zeit behielt.

Flammend rot (und golden bestickt) war das große Reichs- und Kriegs-  
banner, die «Oriflamme», unter der die Aufgebote des Königs von  
Frankreich im späten Mittelalter kämpften. Die eigentliche Königsfarbe  
war indessen das Weiß – neben einem lichten Blau, in welches Ludwig  
der Heilige (1214–1270) zum Zeichen seiner Treue zur Jungfrau Maria,  
die man seit dem 12. Jahrhundert im Rahmen eines neuen Marienkultes  
in einen blauen Mantel der Unschuld zu hüllen begonnen hatte, sich  
nun selbst zu kleiden begann. Erst damit trat das Blau in den Kanon der  
europäischen Grundfarben ein.<sup>4</sup>

Die aufständischen Bauern der Jacquerie von 1358 sollen sich dagegen  
noch mit weißen Königslilien geschmückt haben, zum Zeichen, dass sie  
gegen die feudale Adelswillkür an die Gerechtigkeit des Herrschers appel-  
lierten. Nach derselben Logik trugen die aufständischen Handwerker und  
Bauern in England in der Revolte von Wat Tyler und John Ball 1381 weiße  
Mützen und königliche Insignien, um ihr Recht beim König zu finden (der  
sie heimtückisch hinterging). Auch die Fahne des süddeutschen «Bund-  
schuh» war weiß, mit einem aufgemalten Schuh als Zeichen des «gemei-  
nen Mannes». Die aufrührerischen Bauern und Städter, die Thomas  
Müntzer in seinem chiliastischen Gottesreich um Mühlhausen versam-  
melte, trugen auf ihrer Fahne einen farbigen Regenbogen zum Zeichen  
des «Ewigen Bundes» mit Gott, ebenfalls auf weißem Grund. In Purpur  
und Scharlachrot gehüllt prunkte dagegen in der Bildsprache aller Refor-  
matoren, aufständischen Bauern, Handwerker und Ritter die «große  
Hure Babylon» – das römische Papsttum. Dieses Rot war die Farbe der  
Hölle, der Verderbnis, der Unzucht.

Das Zeitalter der Reformationen und Religionskriege eröffnete über-  
haupt eine erhebliche erste Verschiebung der symbolischen und sozialen

Farbgebungen – die uns hier nur deshalb und insoweit interessieren, als Farben «kulturelle Gebilde» sind, die sich bei aller Ambivalenz deuten und entziffern lassen. So stand zum Beispiel das puritanische oder geschäftsmäßige Schwarz, in das die städtischen Bürger und vor allem die Protestanten sich jetzt zunehmend kleideten, in einem betonten Gegensatz zum Kunterbunt der Höfe, des Adels und des hohen Klerus. Unterhalb von alledem lag die Sphäre der physischen Arbeit, in der seit dem Mittelalter ein verwaschenes Bleu aus Weid (als dem billigsten Färbemittel) dominierte, während das vornehmere und seltenere Azurblau aus dem teuren, importierten Lapislazuli gewonnen wurde, also dem Adel und Patriziat vorbehalten blieb.<sup>5</sup> Ab dem 17. Jahrhundert eroberte dann jedoch Indigo, ein koloniales Plantagenprodukt, die Märkte und machte das Blau zur Uniformfarbe von Soldaten und Matrosen wie zur textilen Massenfärbung des beginnenden Manufaktur- und Industriezeitalters.

Parallel zu all diesen Alltagsverwendungen war das Blau seit der frühen Neuzeit in der europäischen Malerei entdeckt worden. Waren es im Hochmittelalter nur die Abbildungen der Maria sowie einige berühmte Kirchenfenster (wie in der Kathedrale von Chartres), in denen ein sakrales Blau dominierte, so wurden auf den Gemälden der Renaissance-Zeit auch die irdischen Himmel immer blauer (statt grünlich, rötlich oder sogar golden), und mit ihnen die Meere. Das ging mit der Entdeckung von Licht und Schatten, von Perspektive und räumlicher Tiefe einher. Das Blau als die Farbe der Tiefe und Innerlichkeit wurde schließlich auch zur Farbe der Melancholie. Dies war der Humus, aus dem die «blaue Blume» der Romantik wuchs und noch ein Jahrhundert später der «Blaue Reiter» seine Spiritualität schöpfte oder auch der «Blues» der schwarzen Musik seine Trauer bezog.<sup>6</sup>

Hätte eine Geschichte der Farben irgendeine Triftigkeit für die Fragen, um die es uns in diesem Buch geht? Einige Verbindungslinien sind unschwer zu erkennen, gerade in der Entgegensetzung der Urfarbe Rot zur Spätfarbe Blau, die wir vage mit der Lebenswelt eines westlichen (atlantischen) Stadtbürgertums und von da aus sogar mit dem «Geist des Kapitalismus» in Verbindung bringen könnten – in einem ambivalenten Bedeutungsspektrum, das von Methodik, Arbeitsdisziplin und neutraler Sachlichkeit über maritime Weltläufigkeit bis zur Romantik, der Melancholie, dem Blues oder dem «Cool» reichte. Die Farbe Rot würde sich dagegen in einem deutlich unterschiedenen Bedeutungsspektrum bewegen, das historisch tiefer reicht, sich als kämpferische, politische Gegenfarbe zum modernen Blau aber erst mit diesem parallel und also recht

spät entwickelt hat. Klar ist andererseits, dass dort, wo politisch und emblematisch wirklich «alles rot» wurde, nämlich in der Welt der östlichen Sozialismen des 20. Jahrhunderts, noch ganz eigene Bedeutungen ins Spiel gekommen sein müssen, die in dieser abendländischen Farbenlehre nicht aufgehen.

### Russisch Rot

Als die Partei der Bolschewiki, der radikale Flügel der russischen Sozialdemokratie, sich im März 1918, kurz nach ihrem erfolgreichen, aber noch ganz ungewissen Machtstreich, in «Kommunistische Partei Russlands (Bolschewiki)» umbenannte und im Frühjahr darauf im belagerten Moskau bereits die Gründung einer neuen, dritten und diesmal «Kommunistischen Internationale» verkündete, da war das ein kühner Akt der Usurpation. Siebzig Jahre nach der Proklamation des «Manifests der Kommunistischen Partei» im März 1848 reklamierte sie damit einen historisch gewordenen Titel exklusiv für sich, auf den sie selbst zuvor nur sporadisch rekurriert hatte.<sup>7</sup> Jetzt erklärte Lenin, ihr Führer und Spiritus Rector, dies sei der «wissenschaftlich einzig richtige» Name der Partei.<sup>8</sup>

Bei dieser Umbenennung ging es weniger um den Begriff des Kommunismus, der auch in programmatischen Texten europäischer Sozialdemokraten als historisches Erbe oder als Fernziel durchaus noch auftauchte, als vielmehr um eine radikale Neuausrichtung der eigenen Partei – durch eine möglichst kategorische und sichtbare Abgrenzung von allen Parteien der im Weltkrieg kompromittierten und zerfallenen Sozialistischen Internationale, und gleichzeitig durch ihre praktische Umformung zu einem politisch-militärischen Machtorden, der sich zum Kern einer neu zu begründenden, demokratisch-zentralistisch organisierten «Weltpartei des Proletariats» erklärte. Das war die entscheidende Neuerung. Sie machte die als «Sektionen» der Moskauer Internationale sukzessiv gegründeten Kommunistischen Parteien aller Länder erst tatsächlich zu «Parteien neuen Typs» und die Leninisten zu den Begründern einer völlig neu- und einzigartigen Weltbewegung.

Zugleich bemächtigten die Bolschewiki sich eines ganzen Fundus historischer Begriffe und Symbole, die in den Katastrophen des Weltkriegs ihre alte, emphatische Bedeutung weithin verloren hatten und wie weggeworfene Feldzeichen die Schlachtfelder bedeckten. Dabei bedienten sie sich virtuos der verbreiteten Stimmungen einer «Menschheitsdämme-

«rung» (um den Titel einer zeitgenössischen Anthologie deutscher Expressionisten zu zitieren<sup>9</sup>). Lenin ließ sich im Frühjahr 1918 vom neuen Volkskommissar für Aufklärung Anatoli Lunatscharski eine Liste mit Losungen für eine revolutionäre «Monumentalpropaganda» vorlegen. An die erste Stelle, vor alle Umsturz- und Schlachtparolen, setzte er die kühn ins Futurum gewendeten Verse aus den «Metamorphosen» Ovids: «EIN GOLDENES ZEITALTER WIRD ANBRECHEN, DIE MENSCHEN WERDEN LEBEN OHNE GESETZE, OHNE STRAFEN, VÖLLIG FREIWILLIG WERDEN SIE TUN, WAS GUT UND GERECHT IST.»<sup>10</sup>

Lenins Dekret über die «Monumentalpropaganda» war nur der Startschuss einer beispiellosen Kunst- und Propagandakampagne, die das Bild der bolschewistischen Revolution wesentlich mitgeprägt hat – in der Erinnerung womöglich noch stärker. Inmitten der Verheerungen des Weltkriegs, der sich (wie Lenin es seit 1914 prognostiziert und seinerzeit gefordert hatte) nun auch tatsächlich in einen allgemeinen Bürgerkrieg verwandelte, in einer von Hunger und Seuchen, Zwangsarbeit und nackter Gewalt gezeichneten Schreckenszeit, machten sich Künstler aller Sparten und ganz unterschiedlicher Observanz daran, die Städte und Kerngebiete Russlands mit Plakaten und Transparenten, Monumenten und theatralischen Inszenierungen zu überziehen. Im Zuge dessen sollten nach einer von Lenin abgesegneten Liste Statuen aller möglichen Vordenker und Vorkämpfer, Apostel und Märtyrer auf die Plätze der beiden Hauptstädte Russlands gesetzt werden: Marx und Engels als die Gründerväter eines «revolutionären Marxismus» natürlich, aber ebenso auch Anarchisten wie Bakunin, «Volkstümler» wie Herzen, religiöse Dichter und Denker wie Tolstoi und Dostojewski, utopische Sozialisten wie Fourier und Saint-Simon, Führer einstiger Bauernkriege wie Stenka Rasin, literarische Utopisten wie Thomas Morus und Campanella, antike Revolutionäre wie Tiberius Gracchus oder Spartacus. Sie alle sollten sich posthum in dieser ideellen Siegesallee einer Revolution vereint finden, die – umfassender noch als einst die Französische – zu einer wahren Welt- und Menschheitsbefreiung führen sollte.<sup>11</sup>

Dabei verfahren die bolschewistischen Massenerzieher umso weitherziger, je enger sie in ihrer repressiven politischen Praxis das Spektrum der noch gerade zulässigen politischen Meinungen und Positionen fassten. Lenin stand den in Fieberstößen und Massenumfang produzierten, mal klassizistischen und mal avantgardistischen Werken der revolutionären Künstler zum größten Teil mit grimmiger Abschätzigkeit gegenüber.<sup>12</sup> In seinem als scholastische Marx-Exegese angelegten Zukunftsentwurf

«Staat und Revolution» hatte er die Höherentwicklung der Gesellschaft in betont nüchterner, geradezu ätzender Prosaik einer sozialbiologischen Mutation gleichgestellt, die man zwar versuchen konnte zu beschleunigen und zu steuern, keineswegs aber beliebig utopisch auszugestalten: «Bei Marx findet sich nicht die Spur eines Versuchs, Utopien zu konstruieren ... Marx stellt die Frage des Kommunismus so, wie der Naturforscher die Frage der Entwicklung einer neuen, sagen wir, biologischen Abart stellen würde, wenn man weiß, dass sie so und so entstanden ist und sich in der und der bestimmten Richtung modifiziert.»<sup>13</sup>

Lassen wir die Frage beiseite, ob Lenin hier Marx (und indirekt natürlich Darwin) zu Recht in Anspruch nimmt. Jedenfalls ist auf den ersten Blick erkennbar, dass gerade die Kombination einer menscheitsgeschichtlichen Selbstbeauftragung mit einem vermeintlich streng materialistischen, tatsächlich magischen Szientismus einen Gestaltungsanspruch umschreibt, dessen Globalität und Totalität vollkommen neuartig war.

Mit der Proklamation einer «Allrussischen Sowjet-Republik», der Umbenennung der Bolschewiki in «Kommunistische Partei Russlands» und der Aufstellung einer «Roten Arbeiter- und Bauernarmee» wurde die rote Fahne, geschmückt mit Hammer und Sichel, zur offiziellen Staatsfahne, oder vielmehr zur Fahne einer «proletarischen Diktatur», die keine anderen Embleme mehr neben sich duldet, schon gar keine roten. Der anschließende Bürgerkrieg zwischen «Rot» und «Weiß» ließ dafür erst recht keinen Spielraum mehr: Wer sich nicht unter die bolschewistische Fahne fügte, der war per Definition «weiß».

Die im Frühjahr 1919 gegründete Kommunistische Internationale dehnte diesen Geltungsanspruch nominell auf die ganze Welt aus, die sich in rote und weiße Staaten, in Revolutionäre und Konterrevolutionäre teilte. In der bolschewistischen Bildpropaganda war diese Welt in ein apokalyptisches Rot getaucht. Von den Türmen des Kreml, dem Sitz der neuen Macht, wies jetzt ein roter Stern als eschatologisches Hoffnungszeichen den Proletariern aller Länder den Weg.

Die feuerrot illuminierten bolschewistischen Weltbilder fanden im Westen, wo sich in jeder Haupt- oder Industriestadt in den 1920er Jahren ein «roter Wedding» oder ein «Little Moscow» bildete, zahlreiche Anschlüsse an die älteren Bildersprachen des Sozialismus. Obwohl die dreißig oder vierzig Kommunistischen Parteien dieser Anfangsjahre durchweg minoritär blieben, brachte das kommunistische Rot durch seine fanatische Intensität das sozialdemokratische Rot langsam zum Verblässen. Wie der

Fahne erging es vielen Emblemen oder Liedern und schließlich auch dem marxistischen Erbe: Hier usurpiert, dort fallengelassen, wanderten sie nach und nach aus dem alten sozialistischen in den neuen kommunistischen Fundus, bis sie (scheinbar) identisch geworden waren.

### Chinas rote Sonnen

Mit welchen Bedeutungsgehalten und Valeurs die Farbe Rot sich anreichte, als sie von Emissären der Kommunistischen Internationale auch nach China übertragen wurde, wo sozialistische Traditionen und Bildsprachen bis dahin so gut wie unbekannt waren, ist eine Geschichte für sich. Auch wenn es sich zunächst um einen reinen Import gehandelt hat, muss dieses kommunistische Rot sich je länger, desto mehr seinerseits mit autochthonen Bedeutungen verbunden und aufgeladen haben – bis binnen drei oder vier Jahrzehnten das sozialistische China Mao Tse-tungs dasjenige Land war, in dem wirklich und buchstäblich «alles rot» war. Was nicht rot genug war, galt als «schwarz» und musste umgefärbt oder ausgemerzt werden. Etwas Drittes gab es nicht mehr.

Das Feld der unterschwelligem Bedeutungsgehalte dieses chinesischen Rots scheint nirgends zusammenhängend erschlossen worden zu sein. Als nächstliegende historische Referenz hätten sich wohl die Rebellen des gewaltigen Taiping-Aufstands in der Mitte des 19. Jahrhunderts angeboten, die rote Stirnbänder getragen hatten. Ihr Führer Hong Xiuquan hatte in seinem autodidaktisch ausgeschmückten, synkretistischen Kosmos christlicher (biblischer) Erzählungen und chinesischer volksreligiöser Vorstellungen, auf die er sein «Himmelsreich des vollkommenen Friedens» gründen wollte, Gott mit der Sonne assoziiert und dessen Sohn Jesus Christus mit dem zu den Menschen herabgestiegenen Sonnenlicht. Da er sich als den jüngeren Bruder des Gekreuzigten sah, war er selbst «Hong, die Sonne», die in einem neuen Aufgang begriffen war und mit der ein neues Zeitalter anbrach. Sicherlich spielte sein Familienname (Hong bedeutet Rot) bei dieser Farbwahl eine Rolle.<sup>14</sup> Aber auch Residuen einer uralten kosmologischen Farbenlehre aus der Han-Zeit mochten darin mitspielen, wonach Rot die Farbe des Feuers, der Bewegung, der Unruhe war, das kaiserliche Gelb dagegen die Farbe der Erde, der Harmonie, der Beständigkeit. Schließlich, das war das Handgreiflichste, war Rot in der chinesischen Alltagskultur die Farbe des Glücks und der Liebe, der Fruchtbarkeit und des Reichtums.<sup>15</sup>

Der «Traum der roten Kammer» (Hong Lou Meng), jener klassische chinesische Roman aus dem 18. Jahrhundert, handelt denn auch vor allem von unerfüllter Liebe und von raffinierter Sexualität, von patriarchaler Autorität und von mütterlicher Güte, von materieller Korruption und von geistiger Schönheit, und schließlich von spiritueller Weltentsagung. Die «rote Kammer» – das ist vor allem die magische Erinnerung des müden Haupthelden an eine Jugend «im Schatten junger Mädchenblüte»; ihr Rot ist also das einer geistig-sinnlichen Mädchen- und Märchenwelt, die ihn stärker fesselte als die vorgesehene Beamtenkarriere und der konfuzianische Amtskanon. Man kann dieses Buch gewiss sozialkritisch nennen, aber es ist alles andere als aufrührerisch, vielmehr romantisch, individualistisch und milde esoterisch.

Nach der Revolution von 1911 wurde der «Traum der roten Kammer» noch einmal zur Lektüre einer Jugendbewegung, die sich gleichzeitig die westliche Kultur und die eigenen geistigen Traditionen fieberhaft neu erschloss. Auch der junge Mao Tse-tung gehörte zu den begeisterten Lesern des Romans – was ihn nicht daran hinderte, 1954 persönlich den «bourgeois Idealismus» seines bedeutendsten literaturwissenschaftlichen Interpreten anzuprangern und ein Jahrzehnt später das Buch selbst ungerührt auf dem Scheiterhaufen der «Kulturrevolution» verbrennen zu lassen.

Ganz früh schon, Jahre vor der Machteroberung, noch im «roten Stützpunktgebiet» in Jenan, hatte sich Mao eine Parteihymne auf den Leib schreiben lassen, die mit der Stalin-Hymne der Sowjetunion direkt konkurrierte: «Der Osten ist rot, die Sonne steigt auf / China hat einen Mao Tse-tung hervorgebracht. / Er schafft Glück und Segen für das Volk / Huihaijo! – Er ist des Volkes großer Rettungstern! Der Vorsitzende Mao liebt das Volk, / er ist unser Führer. / Für den Bau des Neuen Reichs der Mitte – / Huihaijo! – lenkt er uns auf dem Marsch voran.»<sup>16</sup>

Dass der Familienname «Mao» Osten bedeutet, machte die Assoziation seines Namens mit der aufgehenden «roten Sonne» Chinas umso einfacher und volkstümlicher. Mao wurde damit «zur Verkörperung des in seinem glückhaften Morgenrot aufsteigenden neuen Tages, der den abendlich verdämmernden Westen mit der Sicherheit eines Naturgesetzes besiegen wird».<sup>17</sup> Denn China war, so Mao, nicht nur das größte aller Völker, sondern es war «zum einen arm, zum andern blank» – ein weißes Blatt, auf das sich die schönsten Schriftzeichen schreiben ließen, geführt von Kadern, die «sowohl rot wie Experten» sein mussten.<sup>18</sup>

Noch weiter gingen die Formeln, die Maos designierter Nachfolger Lin Piao am Beginn der «Kulturrevolution» in seinem täglich zu rezitierenden

Katechismus von «Worten des Vorsitzenden Mao Tse-tung» ausbreitete. Im Vorwort Lin Piaos heißt es: «Sobald die Gedanken Mao Tse-tungs von den breiten Massen ergriffen worden sind, werden sie ... zu einer geistigen Atombombe werden, deren imponierende Macht unvergleichlich ist.»<sup>19</sup>

Das war durchaus nicht bloß metaphorisch zu verstehen: Noch bevor das «Rote Buch» erschien, hatte die Volksrepublik mit einem verzehrenden Aufwand an finanziellen, physischen und intellektuellen Ressourcen die erste Atombombe gezündet, der wenig später bereits die erste Wasserstoffbombe folgen würde. Als im Oktober 1964 die Nachricht vom erfolgreichen Test eintraf, trat Mao in einer sorgfältig vorbereiteten Choreografie aus den Kulissen der Großen Halle des Volkes, in der 3500 Darsteller die revolutionäre Peking-Oper «Der Osten ist rot» uraufführen sollten. Ministerpräsident Tschou En-lai verkündete unter großem Beifall die freudige Nachricht. Mao hatte zuvor in seiner Suite hinter der Bühne einen Zweizeiler verfasst: «Die Atombombe explodiert, wenn man es ihr befiehlt. / Ah, welch eine grenzenlose Freude.»<sup>20</sup>

1967 erschien das «Rote Buch» – neben den Pekinger Originalausgaben im roten Plastikeinband, die in sämtlichen großen Sprachen der Welt in Hunderten Millionen Exemplaren verschifft wurden – in Deutschland auch als schmuckloses Taschenbuch in einer Auflage von 75 000; bis 1971 waren es 100 000, bis 1977 140 000 Exemplare. Mit der Einleitung des deutschen Herausgebers, des Sinologen Tilemann Grimm, tritt man in die heute fremde, damals recht vertraute Welt der westlichen Mao-Faszinationen ein: Ein «Rotes Buch» sei diese Sammlung von Mao-Zitaten nicht allein äußerlich, sondern weil es «so unübersehbar in den Händen der jungen Menschen die «rote» revolutionäre Begeisterung symbolisiert». Um mentalitätsgeschichtlich zu extemporieren:

«Rot ist in China die Farbe der Lebensfreude, der Jugend und des Frühlings ... So bitterernst die Auseinandersetzungen hinter den Kulissen und den Fassaden der Wandzeitungen auch gewesen sein mögen – nach außen bekundet sich Freude, hochgestimmter Eifer und anscheinend glückliche Begeisterung.»<sup>21</sup>

### Rotes Leuchten, schwarze Schatten

Dass der Imperialismus ein «Papiertiger» sei, hatte Mao bereits im Jahr 1952 konstatiert. In diesem Jahr endete der Koreakrieg nach Hunderttausenden von Toten und Millionen Verwundeten und sozial Entwurzel-

ten in einem sinnlosen Patt, genau an der Demarkationslinie, an der er mehr als zwei Jahre zuvor begonnen hatte. Im Juni 1950 hatten nordkoreanische Truppen diese Linie überschritten und fast den gesamten Süden überrannt, bevor sie von einem von den USA geführten Expeditionskorps unter UN-Fahne in verheerenden Schlachten und erbarmungslosen Bombardements bis kurz vor die chinesische Grenze zurückgedrängt wurden – als plötzlich eine Million «Freiwillige» der chinesischen Volksarmee aus den koreanischen Wäldern und Bergen wuchsen und die US-Truppen in mörderischen Kesselschlachten wieder zurückdrängten. Den Verlustziffern und der Intensität der Kampfhandlungen nach war das ein stellvertretend ausgetragener Dritter Weltkrieg auf engstem Raum. Die eben erst gegründete Volksrepublik China hatte mit Unterstützung der Sowjetunion den übermächtigen USA und ihren Alliierten auf dem Schlachtfeld Paroli geboten und sich ihren atomaren Drohungen nicht gebeugt.

Das rote Weltlager des Sozialismus reichte jetzt von der Elbe bis zum Jangtse. Es schien nur eine Frage der Zeit, wann es weiter wachsen würde. Auf dem Parteikongress der KPdSU im November 1952 (dem ersten seit dem Jahr 1939) lobte Josef Stalin, der wie ein schlohweißes Negativ seiner selbst auf der Tribüne erschien, die Bruderparteien der KPdSU für ihre Bereitschaft, «unsere Partei in ihrem Kampf für eine lichte Zukunft der Völker zu unterstützen», und versicherte ihnen im Gegenzug, dass die Sowjetunion «die Völker in ihrem Kampf um die Befreiung» unterstützen werde. Er zeigte sich überzeugt, dass die Kommunisten in einer Reihe von Hauptländern des Kapitalismus wie in vielen Ländern der kolonial und neokolonial ausgebeuteten Welt in absehbarer Zeit die Macht übernehmen könnten, wenn sie es verstünden, «das Banner ... der nationalen Unabhängigkeit und Souveränität ihrer Länder» aufzunehmen, das die Bourgeoisie über Bord geworfen habe.

Schon vor dem Kongress hatte Stalin eine testamentarische Schrift mit dem harmlosen Titel «Ökonomische Probleme des Sozialismus in der UdSSR» veröffentlicht, in der sich – inmitten einer Reihe wirtschaftlicher «Gesetzmäßigkeiten» beim Aufbau des Sozialismus – die lakonische Feststellung fand, dass es in absehbarer Zeit, so wie im Ersten und im Zweiten Weltkrieg, zu einer neuen Konfrontation der imperialistischen Mächte untereinander kommen werde. Die alten Kolonialmächte England und Frankreich könnten den Versuch unternehmen, «sich aus der Umarmung der USA loszureißen und einen Konflikt mit ihnen zu riskieren», während Westdeutschland und Japan, die als Besiegte «unter dem Stiefel des amerikanischen Imperialismus ein elendes Dasein fristen»,

ihrerseits versuchen würden, «wieder auf die Beine zu kommen und das ›Regime‹ der USA zu durchbrechen».<sup>22</sup> Dieser Dritte Weltkrieg werde mit dem Sieg des Sozialismus im Weltmaßstab enden. Auch das war gesetzmäßig: So wie nach dem Ersten Weltkrieg die UdSSR und nach dem Zweiten Weltkrieg das Sozialistische Lager gegründet worden waren, musste nach dem Dritten Weltkrieg eine sozialistische Weltrepublik entstehen.

Einem Echo gleich klang die Grundsatzrede, die der amerikanische Außenminister John Foster Dulles unmittelbar nach der Amtseinführung des neugewählten Präsidenten Eisenhower im Januar 1953 hielt. Dulles zeichnete das Bild eines kommunistischen Griiffs nach der Weltmacht, das einer beklemmenden Autosuggestion glich. Demnach standen die USA als «Felsen in einer sturmgepeitschten Welt» einem hochgerüsteten roten «800-Millionen-Block» gegenüber, der in Europa wie in Asien über alle natürlichen Ressourcen verfüge, während die USA auf Importe von Roh- und Energiestoffen vital angewiesen seien. Die Kommunisten aller Länder verfolgten unter Führung der Sowjetunion eine zielstrebige Strategie, «die sie selbst als Einkreisung bezeichnen». Umso mehr, so seine Schlussfolgerung, komme es darauf an, die «Liebe zur Freiheit» auch in den Völkern hinter dem Eisernen Vorhang zu stärken, die «von der totalitären Diktatur der kommunistischen Welt niemals wirklich durchdrungen und absorbiert» worden seien und sich bei ihren Befreiungsversuchen auf die Unterstützung der USA verlassen könnten.<sup>23</sup>

Im selben Frühjahr 1952, in dem die beiden Weltlager sich in den Schützengräben von Korea gegenüberlagen, unternahm ein junger Argentinier namens Ernesto Guevara mit einem Freund eine Grand Tour durch seinen südlichen Kontinent, im Gepäck Pablo Nerudas lateinamerikanisches Schöpfungsepos «Canto General», den Großen Gesang. In der Atacama-Wüste in Chile, nahe der Kupfermine eines US-Konzerns, machten sie die Bekanntschaft eines kommunistischen Arbeiterhepaares. In seinen (als «Motorcycle Diaries» zu posthumer Berühmtheit gekommenen) Reise-notizen sinnierte der junge argentinische Arzt, der auf der Suche nach einer Mission war: «Wir werden sehen, ob eines Tages ein Grubenarbeiter seine Pike mit Spaß in die Hand nehmen und seine Lungen mit bewußter Freude vergiften wird. Es heißt, dort, woher das rote Leuchten kommt, das heute die Welt erhellt, soll es so sein.»<sup>24</sup>

Zur Quelle dieses fernen «roten Leuchtens» auf der anderen Seite der Erdhalbkugel, in die Sowjetunion, in der die Arbeiter sich ihre Lungen

wenigstens «mit bewußter Freude» vergifteten, wollte er als nächstes reisen. In seinen Briefen an seine Eltern sprach Guevara verschlüsselt auch von der «Cortisona», einer seltsamen Wortschöpfung aus «Cortina» (dem Eisernen Vorhang) und Cortison, dem neuen Wundermittel zur Besänftigung seiner eigenen, asthmatisch entzündeten Lungen. Eine Ansichtskarte von seiner zweiten Reise 1953/54 an seine Tante Beatriz unterschrieb er bereits neckisch mit «Stalin II». <sup>25</sup> Und in Guatemala, wo eine Linksregierung gerade gestürzt worden war, legte er vor einem «Bild des alten, betraurten Stalin» den Schwur ab, sich selbst im Kampf «zu schleifen ... , um ein richtiger Revolutionär zu werden». <sup>26</sup>

Der Gedanke, dass nur die atomare Gegenmacht der Sowjetunion («das rote Leuchten im Osten») die Herren in Washington abhalten könne, den Völkern der Welt den totalen Krieg zu erklären, war da bereits zu seiner Obsession geworden. Seiner Mutter schrieb er im Jahr darauf aus Mexiko, wieder halb scherzend und halb im Ernst, sie habe mit ihm nun einmal «einen kleinen, umherziehenden Propheten des nahenden Jüngsten Gerichts» in die Welt gesetzt. Entweder werde sie binnen fünf Jahren die Früchte seiner Arbeit sehen, oder ihr Sohn werde diese Welt verlassen haben als «ein Hampelmann, der in der Stratosphäre Pirouetten dreht», <sup>27</sup> – ein irrwitziges, ganz aus der Zeit gegriffenes Bild, worin Macheten und Raketen, Atompilze und Raumfahrer unter einem apokalyptisch rot gefärbten Welthimmel zusammenflossen.

Was Guevaras Eltern noch nicht wussten: Der «umherziehende kleine Prophet des Jüngsten Gerichts» hatte zu dieser Zeit endlich seinen Herrn und Meister gefunden – im kubanischen Anwalt Fidel Castro, der eine bewaffnete Expedition in das heimatliche Kuba plante, für die er alles auf eine Karte zu setzen bereit war. Genau so etwas hatte der weltrevolutionär gestimmte Globetrotter aus Argentinien als Einstieg gesucht. Sogleich widmete er ihm eins seiner holprigen Gedichte: «Lass uns voranschreiten / glühender Prophet der Morgenröte ... / den grünen Kaiman zu befreien, den du so liebst. / ... Und wenn das Eisen uns den Weg versperrt, / so fordern wir nur ein Leichentuch aus kubanischen Tränen / um die Knochen der Guerilleros / bei ihrem Gang in die amerikanische Geschichte zu bedecken. / Nichts sonst.» <sup>28</sup>

Diese Expedition war, wie man weiß, über alle vernünftige Erwartung hinaus erfolgreich; der junge Argentinier, den seine kubanischen Genossen auf «Che» getauft hatten, was so viel hieß wie Hey («Hey Guevara!»), wurde in Castros Revolutionsregierung in Havanna zum Superminister für die Kollektivierung von Industrie und Landwirtschaft (eine blitz-

schnelle und ruinöse Operation), während er zugleich als politisch-militärischer Sonderemissär Castros wirkte. Er war es, der 1961 den sowjetischen Staats- und Parteichef Nikita Chruschtschow überredete, in einer riskanten globalpolitischen Geheimoperation komplette Raketeneinheiten der Sowjetarmee nach Kuba zu verlagern – von deren atomarer Gefechtsbereitschaft die Masse der Kubaner nichts ahnte, im Gegensatz zum Weißen Haus, das zuverlässige Informationen besaß und eine Seeblockade verhängte. Während die Welt für einige Tage am Abgrund stand, beschwor Guevara in einer internen Ansprache seine Armeekader, um jeden Preis standzuhalten: «Wir liefern das elektrisierende Beispiel eines Volkes, das bereit ist, die atomare Einäscherung zu erleiden, damit noch seine Asche als Zement einer neuen Gesellschaft diene. Aber wir bekräftigen, dass wir den Weg der Befreiung auch dann gehen, wenn er Millionen atomarer Opfer kosten sollte, weil in einem Kampf auf Leben und Tod zwischen zwei Systemen das einzige, was zählt, der endgültige Sieg des Sozialismus oder seine Rückbildung nach dem nuklearen Sieg einer imperialistischen Aggression wäre.»<sup>29</sup>

Die ausstrahlende Macht des sozialistischen Weltlagers unter der Sonne Josef Stalins stand 1952 in ihrem Zenit: «Stalin ist der hohe Mittag / Der Menschen und der Völker Reife», dichtete Pablo Neruda damals in seinem neuen Großpoem «Die Trauben und der Wind», das er schrieb, während er die andere Neue Welt, die des Sozialismus, entdeckte und besang.<sup>30</sup>

In diesem Sommer 1952 fuhr auch eine Gruppe junger Khmer-Studenten in Frankreich nach Pornic in der Bretagne ans Meer, bevor die meisten von ihnen (einige konspirativ) nach Hause zurückkehrten. Sie lagen am Strand, schwammen und wanderten, und abends führten sie im Campinglager traditionelle kambodschanische Tänze auf. An anderen Abenden saßen sie zusammen und diskutierten über die Zukunft ihres Landes, in dem die französische Kolonialverwaltung – gerade angesichts des eskalierenden Kriegs im benachbarten Vietnam – keine Anstalten machte, in Verhandlungen über die Unabhängigkeit einzutreten, wie sie auch der von Paris gestützte Prinz Sihanouk jetzt zunehmend energischer einforderte.

Innerhalb der «Vereinigung der Khmer-Studenten» in Paris hatte sich ein konspirativer «Cercle Marxiste» gebildet. Zwanzig Jahre später würden Mitglieder dieses Zirkels einmal die Führungsgruppe einer aus dem kambodschanischen Dschungel operierenden Guerilla bilden, die Siha-

nouk (eher abfällig) «Rote Khmer» nannte, ein Name, der hängen blieb; während sie selbst vorerst nur unter der anonymen Bezeichnung «Angkar» (die Organisation) auftraten. Nach dem Kollaps des von den USA gestützten Militärregimes und dem Fall Phnom Penh im April 1975 würde sich aus diesem kleinen Zirkel von teilweise über Kreuz verschwägerten ehemaligen Studenten (einer Art roter Koranschüler) auch die Regierung des neuen Staatswesens rekrutieren, das sich dann «Demokratisches Kampuchea» nannte und als Galionsfigur den 1970 gestürzten Prinzen Sihanouk zurückholte.

Dass dieser konspirative Zirkel sich als «marxistisch» bezeichnete, war nicht ganz wörtlich zu nehmen, obschon seine Teilnehmer sich mehrheitlich im Umfeld der französischen Kommunistischen Partei bewegten, die als einzige bedingungslos für die Unabhängigkeit der Kolonien eintrat. Zwar hatten einige von ihnen das «Kommunistische Manifest» gelesen und sich am «Kapital» die Zähne ausgebissen. Eine besser zugängliche, fast kanonische Schrift war Mao Tse-tungs Rede von 1940 über «Die Neue Demokratie», die den Verhältnissen in einem asiatischen, vorwiegend bäuerlichen Land angemessener schien.<sup>31</sup> Aber fast alle hatten sie Josef Stalins «Kurzen Lehrgang der Geschichte der KPdSU» gelesen. In diesem Text aus dem Jahr des Großen Terrors 1938 war zu lesen, dass eine starke Partei und Staatsmacht, so wie eine Festung, «am leichtesten von innen genommen» werden könne, und dass es deshalb unbedingt notwendig sei, Partei und Staat, einschließlich des «führenden Hauptquartiers», «von Kapitulanten, Deserteuren, Streikbrechern, Verrätern» zu säubern.<sup>32</sup> Das prägte sich ihnen ein.

Unter denen, die sich dem «Cercle Marxiste» durch Vermittlung einiger Bekannter angeschlossen hatten, war auch der 27-jährige Ingenieurstudent Saloth Sar, der von allen, die ihn damals kennenlernten, als ein höflicher, freundlicher, meist sympathisch lächelnder junger Mann geschildert worden ist. Dieses Lächeln würde er auch bewahren, als er, schon eine ganze Weile nach der Machteroberung 1975, zum ersten Mal auf Fotos als der geheimnisvolle «Pol Pot» und Führer der Roten Khmer identifiziert wurde.

Manche seiner alten Pariser Bekannten (soweit sie sein Regime überlebten) meinten, Sar sei ein Puritaner gewesen, andere fanden, er habe Züge eines Dandys gehabt. Er war jedenfalls meistens sorgsam gekleidet, tanzte gern und mit lässiger Eleganz, und einige fanden ihn sogar recht unterhaltsam, andere eher undurchsichtig. In den Debatten der Gruppe hielt er sich meistens zurück. Während der ältere Ieng Sary –

später Außenminister und zweiter, dritter oder vierter Mann der Roten Khmer hinter Pol Pot und noch später (bis zu seinem Tod 2013) einer der Hauptangeklagten vor dem Kriegsverbrechertribunal in Phnom Penh – sich als einer der ersten aus der Gruppe dem KP-Lager anschloss und ein Bild Stalins an der Wand hatte, zögerte Saloth Sar noch, für welche der rivalisierenden Gruppierungen in Kambodscha er sich entscheiden sollte: für die «Khmer Issarak», die älteste antikoloniale Dschungelguerilla, für die moderneren Nationalisten der «Khmer Serei» oder für die von Vietnam ausgehaltenen «Khmer Vietminh».

Die einzige politische Äußerung, die von ihm aus seiner Pariser Zeit überliefert ist, ist ein unter dem Pseudonym «Khmer Daeum» (Alter Khmer) geschriebener Text mit dem Titel «Monarchie oder Demokratie?». Die Monarchie, schrieb er, habe das Volk der Khmer in eine «Herde von Sklaven» verwandelt, während die Demokratie «wertvoll wie ein Diamant» und unveräußerlich sei. Dem mondänen Prinzen Sihanouk stellte er das Leben Gautama Buddhas gegenüber, der seinem Prinzenleben entsagt habe und ein «Freund des Volkes» geworden sei. Sihanouk dagegen habe den angestammten buddhistischen Volksglauben der Khmer unterminiert und sein Land an fremde Herren ausgeliefert, denen es nun Tribut entrichten müsse. Gerade die Französische Revolution habe einst gezeigt, dass sich das Volk mit solcher Knechtschaft nicht abfinden werde und einen König auch stürzen und aburteilen könne.<sup>33</sup>

Beide Bezüge – die auf den dekadenten «französischen» Hof und die auf den echten volkstümlichen Buddhismus – hatten mit dem Lebensweg Saloth Sars zu tun, der aus einer wohlhabenden ländlichen Familie mit buddhistischer Lebenskultur kam. Als Zehnjährigen hatte der Vater ihn für ein Jahr in ein Kloster geschickt, in dessen rigoroser Disziplin er als Bettelmönch gelebt hatte und religiös erzogen worden war. Dann, als Mittel- und Oberschüler in Phnom Penh, war er bei seinen Verwandten aufgewachsen, die Teil des königlichen Hofstaats geworden waren: Seine Tante Meak und seine ältere Schwester Roeung gehörten zu den Favoritinnen des alten Königs, bevor er 1941 starb. So kannte der junge Sar beides: die spirituelle Strenge des buddhistischen Mönchslebens und die erotisch aufgeladene Schwüle des königlichen Harems, in dem er als Halbwüchsiger in Schuluniform oft zu Besuch gewesen sein soll – und (wie sein Biograf Philip Short zu wissen glaubt) von den gelangweilten Mädchen gehätschelt und masturbiert worden sei.<sup>34</sup>

Jetzt lag das alles fast ein Jahrzehnt zurück. Als die Pariser Gruppe beschloss, jemanden vorauszusenden, der die politische Lage zuhause er-

kunden sollte (wo mehrere der rivalisierenden Gruppen, parallel zum Krieg Frankreichs in Vietnam, einen neuen Dschungelkampf aufgenommen hatten), hatte Sar sich gemeldet und war ausgewählt worden, eben weil er weniger bekannt war und Kontakte in Hofkreise hatte. Ob er noch darauf hoffte, dass das Mädchen, mit dem er sich vor der Abfahrt insgeheim verlobt hatte, eine stadtbekannte Schönheit, Tochter einer Prinzessin und eines Schuldirektors, auf ihn wartete, wissen wir nicht. (Sie hat gewartet, ihn ein Jahr später aber fallenlassen.)

Wir wissen überhaupt nicht, was er gedacht und gefühlt haben mag, als er in diesem Sommer 1952 an diesem bretonischen Strand lag und durch die geschlossenen Lider in die Sonne schaute. Aber er wird gelächelt haben.<sup>35</sup> Das undurchdringliche Lächeln eines «alten Khmer».

*«Die Revolution ist leuchtend rot, voller Überzeugung, wunderbar entschlossen und wunderbar hellichtig. Die ganze Welt bewundert uns, singt unser Lob und lernt von uns.» (Notiz aus Büro 870, Pol Pot zugeschrieben)*

*«O Vaterland, o leuchtend rotes Kampuchea, blutgetränkt sind deine Ebenen und deine Städte / das Blut unseres revolutionären Volks wurde zu flammendem Hass, zu entschlossenem Kampf, / verwandelt in das rote Banner ...»<sup>36</sup>*